

Der andre Deutsche.

A. Berlin, im Mat.

Wie wird er aussehen, dieser andre Deutsche, der Deutsche von, sagen wir einmal: 1919 oder 1920? Der Deutsche, der diesen ungeheuren Krieg überlebt hat, der, auf sein Schwert gestützt, sich den Schweiß von der Stirn wischt, sich wieder umsieht, wie die Welt nunmehr aussieht, die er 1914 verließ? Wir haben doch in diesen Jahren alle das Gefühl gehabt, das, im letzten Augenblick freilich, der Reiter über den Bodensee hatte: das Gefühl, daß man ans andre Ufer gekommen ist. Wir sind noch nicht am andern Ufer, aber wir werden da sein. Eine neue Welt wird an diesem andern Ufer liegen; nichts in Europa wird von dem ungeheuren Brande unberührt bleiben. Der Zukunftsdämon, wie er nach diesem Kriege, nach geschlossenem Frieden, sein wird, zeichnet sich schon jetzt in einzelnen Typen deutlich ab. Mag man es nicht als eine unnütze Phantasie betrachten, veruchsweise sein Bild zu entwerfen.

Fangen wir mit dem Außerlichen an. Das Zeitalter der dicken Bäuche in Deutschland ist vorbei. Vielleicht für immer vorbei, nicht nur weil die knappen Zeiten, die vor uns liegen, und die hohen Kriegsernährungsämter dafür sorgen werden, daß wir keine dicken Bäuche mehr bekommen, sondern weil auch gewissermaßen die seelische Wertschätzung des dicken Bauches aufgehört hat. Wir werden jene Exemplare verschwinden sehen, die schon mit 30 Jahren eine Glaze, einen dicken Bauch und einen müden, nur auf dem Asphalt erprobten Schritt durchs Dasein schleppen, als Angehörige einer Verbantgeneration, die das Wort „Detabern“ vor 20 Jahren zu ihrer literarischen Verbrämung erfand. Das heutige Geschlecht schreitet anders; es hat das Marschieren gelernt, das Marschieren mit unbewegtem, ruhigem Gesicht, mit gehaltenem Körper, mit sparsamen Gesten, die über das Notwendige nicht hinausgehen.

Das ist der Punkt, in dem der große Krieg wohl die stärkste Veränderung in unserm Volke hervorbringen wird: der Deutsche wird hoffentlich Zurückhaltung gelernt haben, ganz besonders, wenn er im Ausland ist. Auch wenn er in den heimischen Wirtschaftskreisen noch eine Zeitlang unverbessert sein sollte, die blutige Lektion, die uns Europa über einige Folgen unserer Zwanglosigkeit gegeben hat, wird doch unvergessen bleiben. Dem Auslande seine Höflichkeit zurückgeben, alles leben, nichts vergessen und seine Beobachtungen für sich behalten, das werden die Leitworte sein, mit denen der Deutsche künftig in die Fremde gehen wird. Denn er wird nach wie vor in die Fremde gehen, von einer Abperrung gegen das Ausland kann gar keine Rede sein. Aber wir werden den naiven Kinderlauben an ausländisches Lob, ausländische Bewunderung, ausländische Freundschaft, die uns auf dem Präsentierteller entgegengebracht wird, hoffentlich endgültig abgelegt haben. Wir werden überhaupt gleichgültig und eher ein bißchen mißtrauisch sein gegen fremdes Lob, und daran werden wir sehr gut tun. Wir waren in diesem Punkte vor dem Kriege manchmal wie große Kinder, die sich freuen, wenn sie eine gute Zensur erhalten, und eine gewisse Besse unterstützte uns darin und drückte mit sorgfältigem Eifer jede Zeile gedruckten Lobes in ausländischen Zeitungen ab, ohne sich klarzumachen, ob dieses Lob auch aufrichtig war. Wie berechnend manche Ausländer mit diesen Hochrufen für unsre Stielkeit waren, das fand die deutsche Ungläubigkeit zu ihrem Schaden immer erst nach einiger Zeit heraus, und was alles bei sogenannten Verständigungs- und Verbrüderungsbanketten an internationalen Phrasen und Glückwünschen gedreht wurde, dafür hatten die Ausländer wohl den richtigen Maßstab, sehr viele unter uns aber nicht. Besonders die Engländer waren in diesem Fache groß, und wenn sie einmal fest und warm die englische Brille ungelegt hatten, der wurde sie sein Lobtag nicht wieder los, wovon wir noch während des Krieges ein klägliches, wenn auch durchsichtiges Beispiel erlebt haben.

Ich glaube überhaupt — und ich wünsche es! — die deutsche Naivität in politischen Dingen wird nun doch nach diesem Kriege auf Abbruch verweigert werden können! Das bezieht sich nicht nur auf unser Verhältnis zum Auslande. Der so völlig beamtenfromme Deutsche, der gläubig auf alles schwört, was Regierungs- und Staatsanzeiger verkünden, der wird nach diesem Kriege auch nicht mehr da sein, damit muß gerechnet werden. Wir haben so manches erlebt in dieser Zeit, wo die Verordnungen nur so zu Tausenden über uns herhagelten. Die Augen sind schärfer geworden, die Nerven und die Sinne sind empfindlicher geworden für Worte und Bilder, über die man in der behaglichen Zeit des Friedens gedankenlos hinwegfäh. Notzeit ist Vornzeit! Deutschlands Bevölkerung in der Heimat hat in den knappen Jahren an Kritik, an persönlicher Umsicht und an Findigkeit nachgeholfen müssen, was es in den Jahrzehnten veräußert hatte. Es ist überhaupt anzunehmen, daß wir das Kapital von politischer Beschaulichkeit verloren haben, das so wesentlich zu unsern völkischen Eigentümlichkeiten gehört, und über das der Freiherr vom Stein, ein guter Kenner unsrer Volksseele, um 1810 schrieb:

„Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andre Nationen wegen seiner Besolust. Die Besolust der Nation ist eine

Folge ihrer Gemütsruhe, ihrer Neigung zu einem innern besonnenen Leben, und eine Folge ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut.“ Das wars eben, wir hatten in politischen Dingen eine gewisse Besse- und Schreibwut, aber von da bis zu Taben war noch ein weiter Schritt, den die wenigsten unternahmen. Das hat sich auch von da bis 1900 kaum geändert, denn immer überließ die Mehrheit der Nation getrost und vertrauensvoll alle Staatsangelegenheiten einer kleinen Minderheit, die man dafür besonders geeignet hielt. Der Deutsche hatte auch im Durchschnitt gar keine Zeit, sich Staatsangelegenheiten besonders zu widmen; er mußte arbeiten und Geschäfte machen, und das nahm ihn vollkommen in Anspruch. Das wird nun wohl anders werden. Wir haben gesehen, was uns unsere politische Beschaulichkeit dem Auslande gegenüber eingebracht hat. Die Nutzenwendung wird auch gegenüber den innern Zuständen gezogen werden, und von dem Umfang der innerpolitischen Kämpfe, die einsetzen werden, dürfen wir jetzt wohl überhaupt nur eine schwache Vorstellung haben. Dabei hängt vieles davon ab, wie sich der Mittelstand aus dem Daseinskampfe, in den er jetzt hineingeraten ist, und der ihn mit Vernichtung bedroht, herausziehen wird. Das ist überhaupt eine der schwerwiegendsten Fragen unsrer Zukunft. Was Deutschland vor dem Kriege an überlegener Kultur hatte, mit der es die Welt in Erstaunen setzte, das beruht in erster Linie auf den unablässigen geistigen und wirtschaftlichen Fortschritten des Mittelstandes. Jetzt sind diese Fortschritte bedroht, weil die völlig veränderten Lebensverhältnisse ein Verharren des Mittelstandes auf seiner bisherigen wirtschaftlichen Grundlage unmöglich machen. Er hat gegenüber der Umwertung aller Werte den Atem verloren. Bleibt das so, und kann man ihm nicht helfen, so schießt er sich in allen politischen Fragen den radikalsten Parteien an, womit dem Staate am wenigsten gedient ist. Auch hier wird das Verhalten der Beschaulichkeit für alle Zeiten vorbei sein. Der Mittelstand besonders, dem man wieder aufpassen muß, wird jene Kräfte auf allen Gebieten stellen müssen, mit denen wir im europäischen Osten unsre Vorherrschaft aufrechterhalten müssen. Diese Vorherrschaft im Osten — wenigstens für lange Zeit — ist ja das große Ergebnis und die Erbschaft des Krieges, die wir zu behaupten haben. Sie wird Tausende von deutschen Kräften beschäftigen, in der Politik, in der Landwirtschaft, in der Diplomatie, in der Presse. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, alle Interessen unsrer Landsteuere im Osten stets aufs schärfste wahrzunehmen; die Ereignisse haben uns belehrt, daß die Politik der Gleichgültigkeit den Deutschen im Auslande gegenüber — bei Balken, Deutschösterreichern —, die wir vor dem Kriege beobachteten, vielfach ein Irrtum war. Aber dazu bedarf es einer andern Politik. Einer, die nicht politiert, sondern die handelt, und die — was dem deutschen Charakter so schwer fällt — ver-schwiegen handelt, die distret und fest zugleich austritt.

Wir werden überall und auf allen Gebieten tüchtig zu tun bekommen nach dieser europäischen Revolution, zu der sich der Weltkrieg entwickelt hat. Ein Zeitalter ungeheurer Arbeit wird kommen, aber kein Zeitalter der Enttäuschung. Ich glaube abschneiden, daß die sich irren, die uns beeinflusst durch die knappen Zeiten, die uns der Krieg zugenötigt hat, ein asketisches Zeitalter nach geschlossenem Frieden prophezeien. Im Gegenteil! Der Deutsche ist dazu, seiner ganzen Natur nach, viel zu gesund, und die robuste physische Kraft, die uns den Krieg hat aushalten helfen, wird immer ihr Recht verlangen. Der Alkoholismus wird hoffentlich in Theorie und Praxis eingeschränkt werden; das ist aber eine Entwicklung, die schon vor dem Kriege im Gange war, die nur infolge äußerer Gründe verstärkt ist. Man tut gut, von der freiwilligen Enthaltensheit auf diesem Gebiete später nicht allzuviel Illusionen zu haben.

Jedenfalls, unsre Feinde, die uns in den Krieg hineingetrieben haben, werden sich noch mit geringeren Händen nach dem Deutschen vor 1914, dem Deutschen mit dem Spitzbucke und der philosophischen Beschaulichkeit, sehnen! Tu las vultu, George Dandin! wird man ihnen zuzufen können. Manche unsrer Eigenstimmlichkeiten werden sich wohl auch in der scharfen Luft der Zukunft nicht verlieren. Nach wie vor werden wir unzählige Vereine gründen, und wir werden uns nach wie vor von einer gewissen Besse auf das Glacis internationaler Verbrüderungs-feste lösen lassen. Wir wären keine richtigen Deutschen, wenn wir davon abließen! Nach wie vor wird unsre Wissenschaft, des wir im Kriege so viel verdanken, auch auf andern Gebieten durch höchste Gründlichkeit glänzen. Wie beruhigend ist es zu erfahren, daß jetzt jemand — nach Mitteilungen des Literarischen Echo — mitten im Weltkrieg die Zeit gefunden hat, nachzuzählen, wie oft in Goethes Verles der Hiasus vorkommt, und daß er auf die Ziffer 64 000 gekommen ist! Da kann es uns auch in Zukunft nicht fehlen. Und vielleicht finden sich auch in dem andern Deutschland die braven Leute und schlechten Musikanten wieder, die un-aufhörlich über Kultur schwätzen, schreiben und sie andern lebhaft andrängen wollen. Ein großer Staat hat überhaupt nicht die Pflicht, Kulturmission zu treiben. Er hat die Pflicht, stark zu sein und die Seinen zu schützen. Und der einzelne braucht nicht bei jeder Gelegenheit ein neues Kulturdangelum zu verdrängen. Über Kultur schwätzt man überhaupt nicht. Man hat sie.